

Triumph des Herzens

IN JEDEM MENSCHEN CHRISTUS SEHEN

PDF - Familie Mariens

22.Jg. (IV) 2014

Nr. 125

Mit den Augen Mariens

Zum 400. Mal jährt sich diesen Juli der Todestag des hl. Camillo de Lellis (1550-1614), eines Giganten der Nächstenliebe, der Christus in den Kranken mit erschütternder Konsequenz erkannte und liebte. Dabei hatte seine geradezu mütterliche Zärtlichkeit ein Geheimnis: Er diente dem Gekreuzigten im Geringsten Seiner Brüder „mit den Augen und mit dem Herzen der Gottesmutter“, wie er selbst es ausdrückte.

Die Geschichtsforschung lässt keinen Zweifel: Die Mutter von Camillo war bereits über 50 Jahre alt, als sie ihren langersehnten Sohn im italienischen Abruzzenstädtchen Buchianico zur Welt brachte. Sein Vater, ein Adelliger, war als Offizier selten daheim; umso mehr Kummer bereitete der schwererziehbare Spross seiner gläubigen Mutter und galt mit zwölf Jahren, bei ihrem Tod, als ihr „Sargnagel“. Schule und körperliche Arbeit waren seine Feinde. Mit dem Karten- und Würfelspiel dagegen freundete er sich früh an, bis ihn Hauptmann von Lellis enttäuscht zum Militär schickte. Das Lotterleben in den Söldnerheeren jener Zeit war Camillo gerade recht. Als der 18-jährige hochgewachsene Nichtsnutz sich mit seinem Vater dem Verteidigungsheer gegen die Türken anschließen wollte, starb dieser noch auf dem Weg. Mutterseelenallein auf der Welt und mit einer tiefen eitrigen Wunde am Knöchel bat Camillo in seiner Trostlosigkeit um Aufnahme bei den Franziskanern. Dort abgewiesen, zwang ihn sein offener Fuß, sich erst einmal behandeln zu lassen. Dazu ging er in das bekannte römische „*St.-Jakobs-Spital der unheilbar Kranken*“, wo Kranke, Waisen und Obdachlose gleichermaßen unter heute unvorstellbar miserablen Bedingungen versorgt wurden - von nicht bettlägerigen Kranken und sogar von geflüchteten Ganoven, die als Krankenpfleger „untergetaucht“ waren. Auch Camillo nützte die Möglichkeit, sich gegen einen kleinen Lohn anstellen zu lassen, um sich dadurch den eigenen Spitalaufenthalt zu finanzieren. War bei der abstoßenden Arbeit sonst jeder noch so un-

geeignete Helfer willkommen, entließ man den abruzzesischen Dickschädel jedoch bald wegen seiner Disziplinlosigkeit, Streit- und Spielsucht. Der kaum Genesene meldete sich sogleich zur Armee und kämpfte gegen die Türken in Dalmatien. In einem schrecklichen Seesturm erneuerte der 24-jährige Soldat unter Todesängsten seinen Vorsatz, dem hl. Franziskus zu folgen. Kaum aber an Land und außer Gefahr, stürzte er sich sofort wieder ins Kartenspiel und verlor seinen ganzen Sold, seinen Mantel, ja sogar sein Hemd. „*Spielen war meine Leidenschaft*“, gestand Camillo später, „*die einzige, die ich hatte, aber eine mächtige.*“ So fand sich der Mittellose im kalten Herbst 1574 in Manfredonia zu Füßen des Gargano erstmals als Bettler wieder. Da bot man dem 2,05 m großen Haudegen an, doch lieber beim Bau des dortigen Kapuzinerklosters mitzuhelfen. Messungen an seinem Skelett bestätigen tatsächlich seine hünenhafte Gestalt.

Einmal schickten ihn die Patres mit Lebensmitteln zum nahen Kloster von San Giovanni Rotondo, in dem im 20. Jh. P. Pio leben sollte. Der dortige Guardian P. Angelo begann mit Camillo ein so erleuchtetes, väterliches Gespräch, dass dieser auf dem Rückweg, am Fest Maria Lichtmess, tief ergriffen darüber nachdachte. Da brach in ihm ein solcher Reueschmerz über sein bisheriges Leben auf, 25 vergeudete Jahre, und „*ein unerträglich helles Licht fiel in meine Seele, dass ich nach stundenlangem Schluchzen Gott laut auf Knien um Verzeihung und um die Zeit bat, Buße zu*

tun und Versäumtes wiedergutzumachen“. Die Kapuziner in Manfredonia erkannten die echte Umkehr des Ex-Söldners und nahmen ihn ins Postulat auf, wo er bald als „Fra Umile, Bruder Demut“ die Freude aller Klosterbrüder wurde. Wie groß war aber die Enttäuschung, als ausgerechnet der Saum seiner geliebten Kutte derart an Camillos alter Knöchelwunde scheuerte, dass sie erneut aufbrach und die Patres den Novizen schweren Herzens wegschicken mussten, bis der

Fuß verheilt sei! Unbeirrt begab sich Camillo also zum zweiten Mal ins St.-Jakobs-Spital. Erst nach über drei Jahren kehrte der 29-Jährige genesen und innerlich zu wunderbarer Güte herangereift ins Kloster zurück. Nach nur vier Monaten war der Fuß wieder offen; beim besten Willen konnte man Camillo so nicht zur Profess zulassen. Dies verstand der Suchende jetzt als Zeichen, dass Gott ihn ganz im Spital haben wollte: im Dienst an den Kranken.

„Es ist Mein Werk“

Im St.-Jakobs-Spital nahm man Camillo freudig auf und übertrug ihm nach kurzer Zeit sogar als Direktor die Leitung des ganzen Hauses. Er litt sehr darunter, dass die Krankenpflege so herzlos verrichtet wurde. Deshalb bemühte er sich sofort, dem Personal durch geistliche Vorträge und regelmäßige Gebetszeiten den rechten Geist im Umgang mit den Kranken nahezubringen, und ging vor allem mit dem Beispiel selbstloser Hingabe voraus.

Immer klarer erkannte der Spitaldirektor die Dringlichkeit, Menschen zu finden, die bereit waren, ohne Lohn den Kranken zu dienen, einzig mit dem christlichen Ideal, in ihnen Christus zu sehen. Tatsächlich fanden sich fünf Mitarbeiter des Spitals, ein Priester und vier Laien, die sich von Camillos Idealismus entzünden ließen. Dieser richtete ein Oratorium ein, wo die kleine Gemeinschaft zum Frühgebet zusammenkam, um sich dann mit zuvorkommender Liebe den Kranken zu widmen. Doch gab es auch argwöhnische Stimmen; selbst Philipp Neri, der damals 67-jährige heiligmäßige Apostel Roms, hielt seinem Beichtkind Camillo entgegen, es sei purer Hochmut, als ungebildeter Laie eine Gemeinschaft führen zu wollen! So nahm der 32-jährige Riese die Demütigung auf sich, noch einmal die Schulbank zu drücken, und wurde nach zwei Jahren, 1584, zum Priester geweiht. Philipp Neri, sein Seelenführer, blieb trotzdem dabei: „*Du bist nicht fähig, eine solche Genossenschaft*

zu führen. Schlag dir den Gedanken aus dem Kopf!“ Da er den Ruf zu diesem Werk aber so mächtig in sich spürte, flüchtete sich der Neupriester in seiner Seelennot vor ein großes Kreuzifix, seinen einzigen Besitz, und flehte zu Jesus inständig um Hilfe. Da geschah etwas im Leben des Heiligen Einzigartiges, das ihm in den kommenden 30 Jahren eine unerschütterliche Kraft verlieh, allen Widerständen zum Trotz: Camillo sah, wie der Heiland beide Hände vom Kreuz löste, sie ihm entgegenstreckte und dabei deutlich die Worte sprach: „*Worüber betrübst du dich, du Kleingläubiger? Mach nur weiter, denn es ist MEIN Werk und nicht das deine!*“

Ein solches Werk war in der Kirche dringend nötig, da die weiblichen Krankenpflegeorden ja erst viel später entstanden. Um aber den Kranken in ganz Rom dienen zu können, verließ Camillo mit seinen Gefährten das St.-Jakobs-Spital und kleidete am Fest Maria Geburt 1584 die ersten beiden Brüder ein. Dieses Ereignis gilt als die Gründungsstunde der „Gesellschaft der Krankendiener“, wie P. Camillo sie nannte. Am Anfang bewohnte die kleine Schar der ersten „Kamillianer“ zwei feuchte Zimmer am Tiber. Bald auf zwölf Mitglieder angewachsen, fand sie in der Kirche der hl. Maria Magdalena samt angrenzendem Gebäude ihr endgültiges Zuhause. Damit seine Krankendiener im Einsatz in den Spitälern, Privathäusern und auf den Straßen, wohin immer sie zu Kranken und Sterbenden gerufen wurden, kenntlich waren,

trugen sie auf ihrem schwarzen Talar ein großes rotes Kreuz, das in der ganzen Stadt bald zum In-

begriff selbstlos helfender Liebe wurde, so dass es die Römer nicht selten ehrfurchtsvoll küssten.

*„Mach nur weiter,
denn es ist Mein Werk
und nicht das deine!“*

Das marianische Ideal

P. Camillos hauptsächlicher Wirkungsort in Rom wurde das äußerlich prächtige Heilig-Geist-Spital nahe der Engelsburg. Aber auch hier war die Pflege im unvorstellbaren Elend und Gestank des großen Krankensaales von skandalöser Lieblosigkeit geprägt. Still versah der junge Pater die niedrigsten und widerlichsten Dienste mit einer solchen Liebe, Ruhe und sogar Heiterkeit, als ekele ihn vor gar nichts. Doch sah und roch er dasselbe wie alle anderen, die sich Riechfläschchen unter die Nase hielten, um nicht ohnmächtig zu werden. Camillo roch es derart, dass er am Ende seines Lebens kaum mehr Nahrung zu sich nehmen konnte, so geschädigt waren die Magenerven vom ständigen Würgereiz. Das Geheimnis, wie P. Camillo und seine Gefährten unter diesen extremen Bedingungen wirken konnten - das Geheimnis kamillianischer Spiritualität überhaupt -, liegt in ihrem marianischen Ideal. Es war eine beglückende Erleuchtung, die dem Pionier bereits zwei Jahre vor seiner Priesterweihe plötzlich bis auf den Grund der Seele gedrungen war: *„Christus in den Kranken sehen ist gut; aber zur Vollkommenheit gehört es, dass wir Ihn so sehen, wie Maria Ihn sieht; dass wir Ihn mit den Augen Seiner Mutter sehen, mit dem Herzen Seiner Mutter lieben. Maria muss durch uns gewissermaßen wieder imstande sein, ihren fortlebenden Sohn mit mütterlicher Hingabe zu umsorgen.“* Ein Augenzeuge schrieb: *„Man kann die Liebe nicht schildern, mit der Camillo den Kranken diente ... Er erinnerte wahrhaftig an eine zärtliche Mutter am Krankenbett ihres ein-*

zigen, schwerkranken Sohnes. Oft sah man ihn über die Kranken gebeugt, als wollte er ihnen mit seinem Atem, mit Herz und Geist jene Hilfe schenken, deren sie bedurften; ehe er von einem Bett wegging, strich er hundertmal über Kissen und Decken ... und schien sich, wie von einem unsichtbaren Magneten zurückgehalten, nicht losreißen zu können ... Niemals hätte man geglaubt, dass er ins Spital gekommen war, um alle Kranken unterschiedslos zu bedienen, nicht nur diesen einen hier, als hätte er auf der ganzen Welt keinen anderen Gedanken.“

P. Camillos „übertriebene“ und „viel zu aufwendige“ Pflege weckte im Spital anfangs heftigen Widerstand, doch gewann er nach und nach das Herz so manchen Pflegers. Vor allem aber öffneten sich viele Kranke dadurch der Gnade Gottes. Selbst protestantische und muslimische Patienten erklärten schon nach wenigen Tagen, sie könnten solcher Liebe nicht widerstehen, und wollten katholisch werden. Und nicht zuletzt wurde das Spital für die neuen Berufungen der Krankendiener zur „Übungsstätte der Nächstenliebe“, wo sie am Beispiel ihres geistigen Vaters den übernatürlichen Blick auf die Kranken und den Dienst an ihnen lernten. Wenn P. Camillo dann einem Novizen etwa beim Bettenmachen zusah, korrigierte er: *„Vorsichtig! Es muss mehr Hingabe, mehr Herz in diesen Händen sein! Würde eine Mutter das so tun?“* Oft bezeichnete er selbstvergessene Dienstbereitschaft und Großmut als *„die gol-*

denen Handschuhe“, mit denen ein Kamilliner Christus berühren darf. Aber nicht nur in den Kranken erkannte Camillo das verunstaltete Antlitz Christi, sondern auch in Gefangenen und Galeerensträflingen, denen er wahrhaft wie eine Mutter begegnete, um ihre Seele zu retten - immer im Bewusstsein, wie leicht er selbst als Soldat und Spielsüchtiger an ihrem Platz hätte enden können. Seine besondere Aufmerksamkeit galt jedoch den Scharen der Armen, die besonders in Hungerzeiten aus der Umgebung nach Rom

strömten. In seiner vielfach geflickten Soutane war P. Camillo wie einer von ihnen und versorgte sie mit allem, was er hatte, auch über jede Grenze menschlicher Vernunft hinaus. Nicht selten geschahen dann auf sein vertrauensvolles Gebet hin echte Wunder der Vermehrung. Die Begegnung mit all diesen Unglücklichen war für ihn Begegnung mit dem Gekreuzigten, dem all seine Liebe galt, so dass er sagte: „*Wenn es keine Armen gäbe, müsste man bis in den Mittelpunkt der Erde graben, um welche zu finden!*“

Maria spielte im Leben des Heiligen eine zentrale Rolle. Ihr war er schon im Mutterschoß geweiht worden, und an ihren Festen erhielt er oft auffallend große Gnaden. Darin erkannte Camillo immer dankbar die Hand der Gottesmutter, die alle bedeutenden Ereignisse seines Lebens führte und fügte.

Märtyrer der Nächstenliebe

Am Immaculata-Fest 1591 wurde die Gesellschaft der Krankendiener als kirchlicher Orden anerkannt und P. Camillo mit 41 Jahren zum Generaloberen gewählt. 25 Brüder legten bei ihrer feierlichen Profess ein zusätzliches „Pestgelübde“ ab, das sie zum Dienst auch an den Pestkranken verpflichtete, selbst wenn dies die Hingabe ihres Lebens bedeuten sollte. Viele Male hatten die Krankendiener in der Geschichte ihres Ordens Gelegenheit, dieser heiligen Pflicht in heroischer Treue nachzukommen. So waren zum Beispiel infolge einer schweren Hungersnot 1500 Bettler im Heilig-Geist-Spital aufgenommen worden, unter denen eine verheerende Typhus-Epidemie ausbrach. Nach kaum drei Wochen starben fünf der acht Brüder, die den Kranken bis zur Erschöpfung beigestanden hatten. Zum Ende der Epidemie war die gerade erst anerkannte Gemeinschaft auf die Hälfte dezimiert. Doch hatten Tausende der Infizierten durch das Zeugnis der Brüder und durch die Sakramente zu Gott gefunden.

Im Winter 1598 wurde Rom von einer furchtbaren Überschwemmung heimgesucht. Der Tiber war mehr als sonst angeschwollen und erreichte an Heiligabend das Spital Santo Spirito. Hatte es sonst genügt, die Kranken vom

Hauptsaal in einen etwas höher gelegenen Saal zu verlegen, sah der inzwischen als erleuchteter Heiliger geschätzte P. Camillo diesmal eine schlimmere Flut voraus. Er erreichte beim Prior des Spitals die Verlegung aller 200 Patienten in den ersten Stock, der aber nur über eine steile, schmale Wendeltreppe zu erreichen war! Sieben Gefährten schleppten die ganze Nacht hindurch ununterbrochen Kranke nach oben; Camillo trug manchmal sogar zwei gleichzeitig auf seinen starken Armen, während das kalte Schlammwasser im Saal stieg und stieg und ihm bald bis an die Knie und den Kranken an die Bettkante reichte. Nun erwies sich seine Körpergröße wahrhaft als Segen. Kaum hatte er den Letzten nach übermenschlicher Anstrengung in Sicherheit gebracht, als die tosende Flut in den Hauptsaal brach und auch den Nebensaal zwei Meter unter Wasser setzte!

Auch außerhalb Roms wurde der Ruf nach den Krankendienern immer lauter. Als im Jahr 1600 in Nola die Pest ausbrach, steckte sich die Hälfte der 15 eingesetzten Brüder bei der Pflege der Pestkranken an. P. Camillo pflegte sie eigenhändig, ehe die meisten den Opfertod starben.

Die „Barmherzigkeiten Gottes“

Der Eintritt zahlreicher junger Männer, die das leuchtende Beispiel der Krankendie-ner tief ergriffen hatte, ermöglichte die Eröffnung neuer Häuser in vielen Städten Italiens. Der enge Kontakt mit diesen Gründungen lag dem General sehr am Herzen, was für ihn aber mit vielen strapaziösen und gefährvollen Reisen per Schiff, zu Pferd und zu Fuß verbunden war. Wie er diese mit seiner unheilbaren und ständig manchmal bis zur Bewusstlosigkeit schmerzenden Beinwunde bewältigen konnte, lässt sich nur mit seiner glühenden Liebe um Gekreuzigten und zu den Kranken erklären; „*denn kein anderer Grund*“, gab er zu, „*könnte mich bewegen, auch nur einen Schritt zu tun*“. Durch das viele Gehen und Stehen waren ihm außerdem nussgroße Hühneraugen gewachsen, dazu kamen sein geschädigter Magen, chronische Nierenkoliken und ein schwerer Leistenbruch. Diese fünf Leiden nannte Camillo gerne die „Barmherzigkeiten Gottes“, welche allmählich aus dem einstigen abruzzesischen Dickkopf die Züge des Antlitzes Christi herausbildeten.

Doch auch an inneren Leiden, von Geldnöten bis hin zum Unverständnis seitens seiner geistigen Söhne, mangelte es dem Gründer nie, bis er 1607 zum Wohl seines Ordens das Amt des Generals erschöpft niederlegte. Von dieser Last befreit, widmete sich P. Camillo nun umso mehr seinen geliebten Kranken, und dies mit geradezu unaussprechlicher Zuneigung. Er erbat sogar die Erlaubnis, ihnen im Heilig-Geist-Spital auch nachts beistehen zu können. Oft sah man ihn dann, wie er vor den Kranken niederkniete, ihnen, geläutert von allem Abscheu,

ehrfürchtig die Hände küsste und ihnen Worte zuflüsterte, die mehr Christus als ihnen galten: „*Du mein Herr, du mein Herz, du meine Seele, was willst du von mir? Was kann ich für dich tun?*“ Zeugen bestätigten, dass Camillo beim Eingeben des Essens den Mund der Schwerkranken manchmal nicht finden konnte, so sehr war er geblendet vom Glanz Christi, der von ihnen ausging.

In den letzten Jahren hatte der Heilige schließlich alles Kantige seiner Natur abgelegt, so dass er nur mehr Güte und Milde war, „*wie ein Feuerbrand göttlicher Liebe*“. Der Dienst im Spital kostete ihn allergrößte Anstrengung. Gebeugt von Alter und Krankheit, schleppte er sich mühsam von Bett zu Bett und konnte manchmal nur mehr auf allen vieren die Treppe hinauf kriechen. Doch immer noch wohnte ihm eine geheimnisvolle seraphische Kraft inne, die schwer zu begreifen war. Drängten sich seine geistigen Söhne um ihn, um ein Wort von ihm zu hören, sprach er mit dem Apostel Johannes: „*Liebe, Liebe! Ich sehne mich danach zu sterben, während ich immer wieder sage: Liebe! Liebe! Ich kann nichts anderes tun, ich weiß nichts anderes zu sagen.*“

Als ihn seine Kräfte vollends verlassen hatten, ließ er es sich nicht nehmen, seine Kranken im Heilig-Geist-Spital, gestützt auf zwei Brüder, noch ein letztes Mal zu besuchen. Früher einmal hatte er auf den leisen Vorwurf „*Padre, wenn Sie so weitermachen, werden Sie noch einmal hier im Spital zusammenbrechen und sterben*“ heiter entgegnet: „*Das wäre für mich der schönste Tod.*“

Der hl. Camillo de Lellis ist der Schutzpatron aller Kranken und Sterbenden sowie der Krankenpfleger und aller Spitäler der Welt. Das Herz des großen Heiligen der Nächstenliebe, das in der Mutterhauskirche St. Maria Magdalena in Rom aufbewahrt wird, ist bis heute unversehrt, als wolle es die Caritas des hl. Camillo de Lellis für immer sichtbar machen.

„Ein Krankendiener kann keine größere Gnade von Gott erlangen, als für die armen Kranken zu sterben ... Die Liebe wird uns allen Segen Gottes erlangen, ja Gott selbst. Wenn wir nicht für sie sterben, wird niemand unserer Liebe glauben.“

Der Mann, der später die Organisation gründete, die sich heute das Internationale Rote Kreuz nennt, und der dafür den allerersten Friedensnobelpreis erhielt, der Schweizer Henry Dunant, war 1859 bei der blutigen Schlacht von Solferino dabei und sah, wie die Kamillianer mit dem roten Kreuz auf der Brust unermüdlich den Verwundeten Beistand leisteten. Noch heute benutzt das Internationale Rote Kreuz dieses universale Symbol, das von jedem als ein Zeichen der Liebe und des Dienstes am Nächsten verstanden wird.

Camillo war noch nicht geboren, da hatte seine Mutter Donna Camilla einen Traum, in dem sie ihr Kind, einen Knaben, mit einem roten Kreuz auf der Brust sah und eine ganze Schar anderer Kinder mit demselben Zeichen, die ihm folgten. Immer hatte sie dies als düstere Ankündigung von Kummer und Leid verstanden. Als der Heilige später nach Bucchianico kam, um dort ein Haus der Krankendiener zu eröffnen, erinnerten ihn die Alten des Dorfes an jenes prophetische Traumgesicht, bis Camillo erklärte: „Ja, das ist das Kreuz, von dem meine Mutter glaubte, dass es den Ruin meines Hauses bedeutete. Stattdessen aber hat Gott es zur Rettung vieler Seelen und zu Seiner eigenen Verherrlichung gewendet.“

Vor einigen Jahren fand in der Nähe von Lima, der Hauptstadt von Peru, ein Gebetstag zu Ehren der Mutter aller Völker statt. Daran nahmen nicht nur viele interessierte Gläubige, sondern auch Kamillianerinnen samt ihren Novizinnen und Kandidatinnen teil. Weil sie als Krankenschwestern täglich mit Leidenden zu tun haben, verstanden sie sofort die Kostbarkeit des Gnadenbildes, auf dem die Schmerzensmutter vor dem Kreuz ihres und unseres göttlichen Erlösers steht. Berührt vom innigen Bittgebet um die Ausgießung des Hl. Geistes nahmen die Kamillianerinnen sehr viele Gebetsbilder für ihre Patienten und Familien mit.

Wer ist Jesus für mich?

*I*n einem Fastenhirtenbrief schrieb Joachim Kardinal Meisner einmal: „Der Herr hat eigentlich zwei Wandlungsworte über die Welt gesprochen: das eine am Altar über Brot und Wein: ‚Das ist Mein Leib ... Das ist Mein Blut‘ und das andere über den mühseligen und beladenen Mitmenschen: ‚Was ihr für einen

Meiner geringsten Brüder (und Schwestern) getan habt, das habt ihr Mir getan.‘ Auch Mutter Teresa von Kalkutta hat ihren Mitschwestern immer wieder gesagt: ‚Schaut am frühen Morgen auf Jesus in der Eucharistie, dann werdet ihr Ihn auch in den Notleidenden erkennen, denen wir zu dienen haben. Denn

der Herr in der Eucharistie und der Herr im Notleidenden ist derselbe. Wenn wir uns daher keine Zeit mehr nehmen, um Ihn in der eucharistischen Anbetung anzuschauen, dann verlieren wir Ihn aus dem Blick, wenn wir den Notleidenden dienen.“

Tatsächlich betonte Mutter Teresa ihren Schwestern gegenüber immer wieder den tiefen inneren Zusammenhang von Gebet und Nächstenliebe: „Um einander lieben zu können, müssen wir viel beten, denn Gebet reinigt das Herz, und ein reines Herz vermag Gott im Nächsten zu sehen.“ Sie ermutigte ihre geistigen Töchter bei ihrem karitativen Dienen zu dieser rein übernatürlichen Seelenhaltung: „Wir sind nicht um der Arbeit willen hier, wir sind hier für Jesus. Alles, was wir tun, gilt Ihm. Zuallererst sind wir ein Orden - keine Sozialarbei-

ter, keine Lehrer, keine Krankenschwestern oder Ärztinnen; wir sind Ordensschwestern. In den Armen dienen wir Jesus. Ihn pflegen wir, füttern Ihn, kleiden Ihn, besuchen Ihn. Ihn trösten wir, wenn wir den Armen trösten, den Ausgestoßenen, den Kranken, die Waise und den Sterbenden. Alles, was wir tun - unsere Gebete, unsere Arbeit, unser Leiden -, gilt Jesus. Unser Leben kennt keinen anderen Grund und keine andere Motivation. Das ist etwas, was viele nicht verstehen. Ich diene Jesus 24 Stunden am Tag; was immer ich tue, ist für Ihn.“

Deshalb schrieb die Gründerin der Missionarinnen der Nächstenliebe, als sie 1983 in einem römischen Krankenhaus lag, in einer Meditation:

*J*esus ist für mich mein Gott, mein Bräutigam, mein Leben.
Jesus ist meine einzige Liebe, mein Alles.
Jesus ist das Opfer, das bei der Hl. Messe für die Sünden der Welt und für meine Sünden dargebracht wird.
Jesus ist das Brot des Lebens, das gegessen werden soll.
Jesus ist der Hungrige, der gespeist werden soll.
Jesus ist der Kranke, der geheilt werden soll.
Jesus ist der Einsame, der geliebt werden soll.
Jesus ist der Bettler, dem ein Lächeln geschenkt werden soll.
Jesus ist der Trinker, dem zugehört werden soll.
Jesus ist der geistig Behinderte, der beschützt werden soll.
Jesus ist der Drogensüchtige, dem du ein Freund sein sollst.
Jesus ist der Gefangene, der besucht werden soll.
Jesus ist der alte Mensch, dem man dienen soll.

„Gib Mir dein Herz!“

*S*chon bald nachdem Jesus der hl. Margareta Maria Alacoque (1647-1690) Sein Herz offenbart hatte, trugen besonders die Jesuiten durch ihre Volksmissionen zur raschen Verbreitung der

Herz-Jesu-Verehrung bei. Erstmals entstanden auch bildliche Darstellungen des durchbohrten Herzens Jesu, von Dornen umgeben und mit einem kleinen Kreuz über dem Herzen, aus dem feurige

Liebesflammen schlagen. Die erste Zeichnung fertigte sogar die Heilige selbst an und schrieb in die Herzwunde das Wort „Charitas“. Später, Mitte des 18. Jahrhunderts, gingen Barockmaler dazu über, die Person Jesu selbst mit Seinem Herzen auf der Brust abzubilden. Eines dieser Herz-Jesu-Bilder, das wohl berühmteste, hat eine ganz ungewöhnliche Entstehungsgeschichte, die vom Künstler erzählt und von den Jesuitenpatres in Rom getreu überliefert wurde.

Der römische Jesuitenobere P. Dominikus Calvi gab um 1760 Pompeo Girolamo Batoni (1708-1787), einem der bekanntesten und besten Maler Roms seiner Zeit, den Auftrag, für das Professhaus der römischen Jesuiten ein schönes Herz-Jesu-Bild zu schaffen. Sofort und mit Freude sagte der weithin hochgeschätzte und zudem gläubige Maestro zu, auch deshalb, weil er persönlich ein Herz-Jesu-Verehrer war. Schwierig allerdings war für Batoni die neue Art der Darstellung, nämlich Christus mit dem flammenden Herzen zu malen.

Obwohl der Künstler betete und geistliche Exerzitionen hielt, kam ihm keine befriedigende Inspiration, bis er in dieser Zeit einmal nach der Morgenmesse, bei der er soeben in diesem Anliegen die hl. Kommunion empfangen hatte, auf dem Heimweg einem Bettler begegnete, der ihn um ein Almosen bat. Meister Batoni entsprach dieser Bitte etwas zögernd, weil er nur ein größeres Geldstück bei sich hatte, mit dem er sich

eigentlich ein Frühstück gönnen wollte. Doch in dem Moment, als er dem Bettler die Münze hinreichte, erhörte Gott das stille Gebetsanliegen des berühmten Malers. Der Bettler legte nämlich seine linke Hand ans Herz und streckte gleichzeitig die rechte Hand bescheiden aus, um die Gabe entgegenzunehmen. Als Batoni das sah, wurde er augenblicklich inspiriert, denn im Blick auf den Bettler gingen seine Gedanken unmittelbar zu Jesus, der auch Seine Hand ungenügend gegenüber ausstreckte, um unsere Gegenliebe für Seine große Erlöserliebe zu erbitten und zu empfangen, nach dem Schriftwort: „*Gib Mir dein Herz, Mein Sohn!*“ (Spr 23,26)

*N*ach diesem Erlebnis eilte Batoni nach Hause, entwarf in einem Schwung das Bild und malte es binnen kurzer Zeit zur vollen Zufriedenheit seines Auftraggebers. Als später das Professhaus der Jesuiten in eine Kaserne umgewandelt wurde, brachte man das kostbare Gemälde in die Mutterkirche des Jesuitenordens, nach „Il Gesù“, wo es bis zum heutigen Tag in der kleinen, prachtvoll ausgeschmückten Herz-Jesu-Seitenkapelle auf der rechten Seite der Kirche einen würdigen Platz hat. Tausende Male kopiert, ist Batonis Gemälde bis heute das bekannteste Gnadenbild des Herzens Jesu .

Quelle: Paul Haider, Herz-Jesu- und Marien-Büchlein, Steiger Verlag, 1. Auflage im Jahr 2000

*Überall, wo man dieses heilige Bild zur Verehrung aufstellt,
werde Ich Meine Gnaden und
Meinen Segen ausgießen.“*

Worte Jesu an die hl. Margareta Maria Alacoque

Jesus in unansehnlichem Gewand

Die beiden folgenden ergreifenden Begegnungen zweier amerikanischer Priester mit Todkranken ließ jene eine sehr wertvolle persönliche Erfahrung machen: Wenn wir uns bemühen, Jesus im Leidenden zu sehen, und ihm mit Ehrfurcht und Liebe begegnen, dann werden auch wir beschenkt und bereichert werden.

*E*s geschah auf der Piazza Venezia in Rom. Eines Tages stieg ich, Roberto José Folonier, dort aus dem Bus und überquerte den Platz, um zur Universität zu gelangen, als ich an einem Bettler vorbeikam, der auf dem Boden lag. Ich griff in die Tasche, um zu sehen, ob ich noch etwas Geld hatte. Aber ich hatte gerade genug, um mir eine Rückfahrkarte zu kaufen. So dachte ich, es wäre besser, schnell vorbeizugehen. Als ich aber näher an den Bettler herankam, bearbeitete mich eine innere Stimme: „*Du kannst doch nicht so schäbig sein. Auch wenn du ihm nichts geben kannst, solltest du wenigstens kurz mit ihm sprechen.*“

Wie ich so vor dem Bettler stand, bemerkte ich, dass er krank war und sich in einer erbärmlichen Verfassung befand. Er sagte zu mir:

„*Pater, können Sie mir die Beichte abnehmen?*“ In diesem Moment begriff ich die Größe der Barmherzigkeit Gottes. Ich hatte mir Sorgen gemacht, weil ich ihm nichts geben konnte, aber er wollte gar kein Geld von mir. Ja, er sehnte sich nach dem einzigen Gut, das nur ein Priester geben kann, nämlich die Sakramente. Gerne nahm ich mir die Zeit, und ich muss sagen, dass ich selten eine Beichte mit so viel Demut und zerknirschem Herzen gehört habe. Anschließend erzählte er mir, dass er sehr krank war. Er hatte Krebs und wusste, dass er nicht mehr lange leben würde.

Im gleichen Monat kehrte ich noch einmal nach Rom zurück und sah den Bettler wieder. Er

wurde soeben mit dem Krankenwagen weggebracht. Dieses Mal saß ich im Bus und konnte nicht aussteigen. Aber ich verstand die große Barmherzigkeit Gottes, der diejenigen, die Ihn lieben und suchen, nie verlässt. Die Begegnung mit diesem Bettler lehrte mich: Auch wenn wir nichts Materielles zu geben haben, so können wir doch mit ein bisschen gutem Willen Worte des Trostes, der Hoffnung und ein Lächeln schenken.

*J*edes Jahr arbeite ich, Richard Mark Figliozzi, als freiwilliger Helfer für einige Tage mit den Missionsbrüdern der Nächstenliebe in Kingston, Jamaika. Diese Missionsbrüder kümmern sich um die Bedürftigsten in den Armenvierteln und betreuen auch die Aidskranken. Eines Tages baten mich die Brüder, ihnen bei der Betreuung der Sterbenskranken zu helfen. Mir fiel die Aufgabe zu, einem Mann seine verschmutzten Kleider auszuziehen. Dann sollte ich ihn in einer improvisierten Duschkabine waschen, die auf dem Zementboden aufgebaut war. Ich fing recht verzweifelt an zu beten, weil ich befürchtete, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Die tödlich ansteckende Krankheit, der Gestank und die schlechten Arbeitsbedingungen schienen mir ein zufriedenstellendes Gelingen schier unmöglich zu machen. Während ich den Mann abduchte und einseifte, fragte ich ihn nach seinem Namen. Als er mir antwortete, wurde mir bewusst, dass dieser Mann nicht nur ein „Etwas“ war, das zu berühren ich mich fürchtete, sondern eine Per-

son. Er verkörperte in sich den „leidenden Christus“, wie Mutter Teresa oft zu sagen pflegte. Nachdem ich ihn gewaschen und ihm saubere Kleidung gegeben hatte, führte ich ihn in den Hof zu den anderen Bewohnern. Er hatte gehört, dass die Missionsbrüder mich „Father“ nannten. So fragte mich der Mann, ob ich Priester sei. Als

ich dies bejahte, sagte er zu mir: „*Ich möchte, dass Sie wissen, dass es für mich eine große Ehre ist, von den Händen eines katholischen Priesters gewaschen worden zu sein.*“ Seine Worte werde ich nie vergessen, und an jenem Tag verstand ich, dass dieser Mann mir mehr gegeben hatte, als ich ihm jemals hätte geben können.

Quelle: Thomas M. Gögele LC u. Valentin Gögele LC,
Das ganz normale Wunder - 100 Glaubenszeugnisse von
katholischen Priestern, Catholic Media - CIF

Das Erbarmen überwindet alle Grenzen

*Gott stellt die hohe Anforderung an uns, auch unsere Feinde zu lieben,
denn „der Vater lässt seine Sonne aufgehen über Bösen und Guten,
und er lässt regnen über Gerechte und Ungerechte“.
In der Nachfolge des Herrn ist also jeder Christ dazu berufen,
dieses barmherzige Handeln Gottes nachzuahmen.*

Den Mitmenschen zu lieben ist leicht, wenn er dich freundlich grüßt und dir ein aufrichtiges Kompliment macht. Auch ist es nicht schwer, einer Nachbarin liebenswürdig zu danken, wenn sie einen Sommerblumenstrauß vorbeibringt. Vielleicht gelingt es dem ein oder anderen, sogar in einem übel riechenden Obdachlosen noch ein wenig den leidenden Christus zu entdecken. Aber wenn wir ehrlich sind, reichen oft schon Kleinigkeiten, um ein Feindbild in uns entstehen zu lassen. Dazu braucht es keinen, der uns hasst oder verfolgt. Es genügt, wenn z. B. jemand bevorzugt wird oder wenn man uns auslacht, bloßstellt oder wir nicht nach unserer Meinung gefragt werden. Andererseits bin auch ich oft blockiert, etwa im Umgang

mit jemandem, der mir unsympathisch ist, weil er mich verletzt hat. Wäre mein Lächeln nicht geheuchelt und mein Helfen nicht Verstellung? Wie kann mein Lieben christlich und wahrhaftig sein, wenn mein Gefühl mir sagt: „*Ich bin froh, wenn ich dich nicht sehe!*“

Früher oder später stößt jeder an seine menschlichen Grenzen und spürt die gefühlsmäßige Unmöglichkeit, Jesus im anderen erkennen oder gar lieben zu können, wenn man verleumdet, gemobbt oder betrogen wird; wenn du dem Arzt gegenüberstehst, der durch Fahrlässigkeit den Tod deiner Mutter verursacht hat. Ist es nicht ganz natürlich, dass da in uns etwas aufbegehrt und uns denken lässt: „*Hier habe ich*

ein Recht, nicht zu lieben!“? Und doch bleibt Jesu Gebot bestehen: *„Liebt einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben!“* Woher aber die Kraft nehmen zu dieser so ganz anderen, nicht natürlichen, sondern über-natürlichen Liebe? Ja, diese höchste und schwierigste Form der Liebe, die Feindesliebe, die es nur im Christentum gibt, muss man sich innig und beharrlich erbitten: *„Herr, schenke mir diese Deine Liebe!“* Dieses erbarmende Blicken und dieses barmherzige Handeln, das so viel kosten kann, vermögen uns am besten die Heiligen zu lehren, die damit auch alle schwer zu kämpfen und zu ringen hatten.

*F*in Beispiel aus dem Leben der hl. Faustyna soll uns genügen. Sie schrieb in ihr Tagebuch: *„Jesus, mein vollkommenstes Beispiel, den Blick in Dich versenkt, will ich, Deinen Spuren folgend, durchs Leben gehen ... Aber trotz Deiner Gnaden fühle und sehe ich mein ganzes Elend ... Ich vertraue ganz auf Deine Hilfe ... Heute besuchte mich eine gewisse weltliche Person, durch die ich große Unannehmlichkeiten erfuhr, weil sie meine Güte missbraucht und viele Dinge zusammengelogen hatte. Im*

ersten Augenblick, als ich sie sah, erstarrte mir das Blut in den Adern, weil mir alles vor Augen kam, was ich ihretwegen leiden musste, obwohl ich mich mit nur einem Wort hätte davon befreien können. Mir kam der Gedanke, ihr die Wahrheit sofort und eindeutig zur Kenntnis zu bringen. Doch augenblicklich hatte ich die Barmherzigkeit Gottes vor Augen, und ich beschloss, mit ihr so zu verfahren, wie Jesus selbst es an meiner Stelle getan hätte. Ich fing an, mit ihr behutsam zu reden ... Ich ließ sie schonend ihren traurigen Seelenzustand klar erkennen und sah ihre tiefe Ergriffenheit, obwohl sie sie vor mir verbarg ... Ohne die Gnade Gottes wäre ich nicht fähig gewesen, mit ihr so zu verfahren ... und ich dankte Gott für die Gnade, die mich gestützt hatte. Darauf hörte ich die Worte:

„Ich freue Mich, dass du wie Meine wahre Tochter gehandelt hast. Sei immer barmherzig, so wie Ich barmherzig bin. Liebe alle aus Liebe zu Mir, auch die ärgsten Feinde, damit sich in deinem Herzen die ganze Fülle Meiner Barmherzigkeit widerspiegeln kann.“ O Christus, wenn es auch sehr großer Anstrengungen bedarf, ist doch alles mit Deiner Gnade zu meistern.“

Du hast mich gelehrt zu leben

Alessandra Sistilli aus dem kleinen Dorf Colonia bei Roseto an der Adriaküste betreut seit neun Jahren den schwerbehinderten Simon aus ihrer Nachbarschaft.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Simon, weißt du, warum Jesus uns zusammengeführt hat? Weil Er mich durch dich zu leben gelehrt hat.“

Alessandra erzählt uns von ihrer so wertvollen Erfahrung.

*A*ls ich Simon das erste Mal sah, war er neun Jahre alt. Er empfing mich mit einem unglaublichen Lächeln, und sofort war eine Beziehung zwischen uns geboren. Eigentlich war Simon ein gesundes Kind, doch bei der Geburt erlitt er durch einen ärztlichen Fehler einen derart starken Sauerstoffmangel, dass ein Teil des Gehirns seine Funktion einbüßte. Die Folge davon

ist, dass Simon ausschließlich mit seinen Augen kommunizieren kann. Indem er nach oben schaut, bedeutet er „ja“, und wenn er die Pupillen hin und her bewegt, heißt das „nein“. Für jede andere Bewegung braucht er Hilfe, da er keinen Körperteil kontrolliert bewegen kann. Im Jahr 2005 wurde ich ihm als Assistentin zugeordnet, die ihn während des Unterrichts beglei-

tet, denn hier in Italien sind behinderte Kinder in die allgemeine Schulklasse integriert. Auch wenn wir uns von Anfang an sympathisch waren, musste ich Schritt für Schritt lernen zu verstehen, was Simon mir sagen wollte, welche Bedürfnisse oder Gedanken er hatte. Als die Mitschüler sahen, dass wir uns „unterhielten“, legten sie ihre Scheu ab und begannen ebenfalls, ihm zu erzählen und ihm Fragen zu stellen. Sie vergaßen seine Behinderung, denn sie spürten seine Offenheit und liebten es, die volle Aufmerksamkeit zu bekommen.

*I*n all den Jahren habe ich es nie erlebt, dass Simon klagte. Wenn er stöhnt, dann geht es ihm wirklich schlecht. Einmal hatte er beim Essen erhebliche Probleme zu schlucken. Er tat mir so leid, und ich sah, dass ich ihm nicht helfen konnte. So fragte ich ihn: „*Simon, wollen wir das aus eigener Kraft bewältigen oder aus Liebe?*“ Er antwortete sofort: „*Aus Liebe.*“ Das Leiden des Herrn ist für ihn kein Geheimnis. Wir sprechen oft darüber, und wenn etwas sehr schwer für ihn ist, dann lasse ich ihn wählen, für wen er dieses Opfer bringen möchte. An manchen Tagen verbringen wir einige Zeit damit, ganz bewusst seine Behinderungen aufzuzählen und jede für eine andere Person aufzuopfern. Danach sind wir beide immer ganz glücklich. Vor drei Jahren schauten wir gemeinsam eine Zeitung durch. Bei einem Bild von Papst Benedikt XVI. zeigte Simon große Freude. Ich fragte ihn: „*Weißt du, wer das ist?*“ Er antwortete mit seinen großen Augen: „*Ja.*“ - „*Betest du für ihn?*“ - „*Ja.*“ - „*Opferst du dein Leiden für ihn auf?*“ - „*Ja.*“ Und das ist nicht wenig. Sein wohl größtes Opfer ist es, nicht gehen zu können. Immer wieder schaut er flehentlich hinauf zum Kreuz mit der Bitte, dass Jesus ein Wunder an ihm wirke. Auch wenn der Herr diese Bitte bisher nicht erhört hat, erlebte ich es nie, dass Simon an der Liebe Gottes zu ihm gezweifelt hätte.

Eine schöne Begebenheit durfte ich kurz vor seinem 18. Geburtstag miterleben. Er wünschte sich

so sehr den Besuch eines Schulkameraden. Da ich keine Telefonnummer von David hatte, machte ich Simon den Vorschlag, Davids Schutzengel die Einladung anzuvertrauen. Als ich am nächsten Tag kam, erzählte mir Simons Mutter, dass David tatsächlich gekommen war. An der Freude Simons sah ich, wie lebendig sein Glaube ist. Da sagte ich zu ihm: „*Siehst du, Simon, wir brauchen keine SMS, uns genügen die Engel.*“ Simon ist für mich ein Lehrmeister des Lebens geworden. Wenn ich mit ihm kommuniziere, genügt es nicht, Worte zu sagen, ich muss wirklich wachsam sein, denn er kann mir mit der kleinsten Bewegung etwas sagen.

*A*ls ich mit ihm zu arbeiten begann, fühlte ich mich als die Gesunde, Stärkere, Überlegene. Aber bald begriff ich, dass ich von ihm viel mehr bekomme, als ich ihm geben kann. Ich erlebte, dass ich ihm gegenüber immer in Schuld stehe. Ich schulde ihm meinen Dank dafür, dass er 24 Stunden am Tag sein Opfer mit Selbstverständlichkeit, Ergebenheit und Freude trägt. In der ersten Zeit hatte ich Mitleid mit meinem Schützling, aber bald schon erkannte ich, dass dieses Sühneleiden eine Auszeichnung ist und dass Jesus selbst es ist, der in ihm leidet. Oft spüre ich, dass ich das, was ich Simon tue, Jesus tue. Dieses Erleben hat mir sehr geholfen, mit Gelassenheit meine morgendliche Anbetung vor dem Allerheiligsten zu beenden und zur Arbeit zu gehen. Denn ich habe verstanden, dass ich Jesus in Simon finde und dass meine Anbetung weitergeht, wenn ich ihm diene. Das bestätigt mir der hl. Philipp Neri, der sagte: „*Die eigenen geistlichen Freuden zu lassen, um dem Nächsten zu helfen, ist ein Ausdruck großer Vollkommenheit und bedeutet, Christus für Christus zu lassen.*“

Durch Simon habe ich erfahren, dass es für mich eine Ehre ist, bei einem Menschen zu sein, der leidet, denn er leidet ja auch für mich. Deshalb habe ich immer das Bedürfnis, ihm danke zu sagen.

Wir sind glücklich, Simon als unseren Sohn zu haben

Die Eltern Maiorani und seine jüngere Schwester Franziska schenken Simon sehr viel Liebe und Zuwendung. Als wir sie besuchten, um einige Fotos zu machen, erzählten sie uns, dass sie leider viele alleinerziehende Elternteile kennen, die ein behindertes Kind haben, da der Ehepartner diese Last nicht mittragen wollte oder sich als minderwertig erlebte. Nicht wenige schämen sich,

ein behindertes Kind zu haben, und verstecken es sozusagen zu Hause. Die Eltern Maiorani konnten dank ihres Glaubens Simon als eine Perle annehmen, die der Herr ihnen wie einen wertvollen Schatz anvertraut hat. Zu seinem 18. Geburtstag am 12. Juni 2013 stellten sie eine wunderschöne Diaserie über das Leben ihres Sohnes zusammen und verfassten für ihn folgenden Text:

Lieber Simon,

nun sind 18 Jahre vergangen, seitdem du geboren bist. Du hast unser Leben, unsere Herzen, unsere Seele und unsere Gedanken mit deinem Lächeln, deinen Tränen, deinem Wunsch, glücklich zu sein, deiner Willenskraft und deiner Liebe erfüllt. Als du geboren wurdest, warst du sehr schön, doch durch den Fehler einer Person bist du besonders geworden - Zerebralparese, sagen die Großen. Als wir dich anschauten, erstickten wir die Tränen im Hals, aber die Augen weigerten sich zu weinen, und die Wut ließ das Herz zerspringen. Wir beteten zum lieben Gott:

„Du gibst und Du nimmst, aber warum gerade unser Sohn?“

Die Zeit verging, und langsam, langsam lernten wir das Geschenk zu entdecken: Zusammen sind wir geduldig geworden, demütig und freundlich zu den Menschen, damit sie dich nicht ablehnen, sondern gernhaben. Wir haben gelernt zu kämpfen. Wenn andere Eltern davon träumten, dass ihre Kinder in der Schule die Besten seien, die Ersten unter ihren Freunden und in der Gesellschaft, haben wir uns mit deinen kleinen Fortschritten begnügt, die dir halfen, dass es dir gutging.

Heute wollen wir dir nur danke sagen! Lieber Simon, danke, dass du geboren bist; danke, dass du - koste es, was es wolle - leben wolltest; danke für deine Ausdauer, die du ununterbrochen gezeigt hast; danke für deine Liebe; danke, dass du uns gelehrt hast zu leben und die kleinen Dinge im Leben zu genießen. Wir danken Gott, dass Er dich uns gegeben hat.

*D*eine Geschichte ist nicht zu Ende. Wir werden sie gemeinsam weiterschreiben ...
Schritt für Schritt, Jahr für Jahr, immer mit deinem Lächeln,
das du uns täglich schenkst. Das Glück besteht nicht darin,
von allem das Beste zu haben, sondern darin,
aus allem, was man hat,
das Beste herauszuholen.

In Liebe, deine Mama, dein Papa und
deine Schwester Franziska

Ein barmherziger Samariter unserer Zeit

Campobasso in den italienischen Apenninen ist die Heimat des Augenspezialisten Dr. Ermanno Dell'Omo, den wir durch Gottes Fügung kennen und schätzen lernen durften. Nachdem er 30 Jahre als Primar die Augenklinik in Larino geleitet hat, stellt er seit dem Jahr 2007 seine reiche und wertvolle Erfahrung seinem Sohn und den Augenärzten in der Klinik „Villa Maria“ in Campobasso zur Verfügung. Aber er ist viel mehr als nur ein angesehener Spezialist, er ist ein Vater für Ärzte, Mitarbeiter und Patienten.

Als langjähriger Primar genießen Sie einen hervorragenden Ruf unter den italienischen Augenärzten. Soeben konnten wir miterleben, wie ein junger Arzt sich bei Ihnen Rat holte. Was veranlasst Sie, trotz des wohlverdienten Ruhestandes Ihre Kräfte und fachlichen Kenntnisse Ärzten und Patienten zur Verfügung zu stellen?

*I*ch glaube, dass Gott mich hierher geführt hat und dass mein Beruf eine Mission ist, die Sendung, die Augen der Menschen zu und ihnen da-

durch die Freude zu bringen. Jeder, der zu mir kommt, ist in gewisser Weise ein Armer, denn er ist arm an Gesundheit. Aber ich möchte nicht, dass sich der Patient mir gegenüber als ein „Armer“ erlebt, sondern dass wir wie Geschwister sind, denn morgen könnte ich an seiner Stelle sein. Das ist nur möglich, wenn bei jeder Begegnung Jesus den ersten Platz einnimmt. Ihm möchte ich an erster Stelle in jedem Patienten dienen. Neben den Augenkrankheiten vertrauen die Menschen dem Arzt häufig noch ganz andere Probleme an. Deshalb brauchen sie nicht nur

einen Mediziner, der technische Fähigkeiten besitzt, sondern vor allem jemanden, der sich um ihre Person kümmert.

Ich möchte meinem Beruf eine andere Prägung geben als die rein medizinische Hilfe, und das möchte ich allen meinen Kollegen hier vermitteln. Die Magna Charta eines Arztes ist das Gleichnis Jesu vom barmherzigen Samariter (Lk 10,25-37). Diesen barmherzigen Samariter sollten wir immer vor Augen haben. Was hat er getan? Er *sah* den schwerverletzten ausgeraubten Mann schon von weitem, *hatte Mitleid, ging zu ihm hin, gab ihm seine Würde zurück, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie, brachte ihn in eine Herberge und zahlte für ihn*. Er heilte ihn nicht nur physisch, sondern auch psychisch. Das heißt es, sich um einen Kranken zu kümmern. Das heißt es, Arzt in seiner ganzen Dimension zu sein. So zeigt es uns Jesus, und so macht Er uns zu Seinen Jüngern. Aber um das zu leben, muss man Ihn um Hilfe bitten.

Ihre Arbeit ist die eines allgemeinen Augenarztes. Sie behandeln Kinder und Erwachsene, verschreiben ihnen, wenn nötig, eine Brille, aber Sie operieren auch komplizierte Augenkrankheiten und assistieren bei schwierigen Operationen, um den jüngeren Ärzten Sicherheit zu geben und Hilfestellung zu leisten, wenn sie Sie darum bitten. Was bedeutet es für Sie, wenn Sie sagen, Sie brauchen dabei die Hilfe des Herrn?

*I*n den langen Jahren meiner Arbeit als Augenspezialist habe ich immer tiefer verstanden, dass ich ohne Jesus nichts tun kann. Das ist keine Haltung von Bequemlichkeit. Wir müssen immer unser Maximum an Einsatz geben. Aber ich glaube, dass alles, was wir tun, vom Herrn gesegnet sein muss, damit es Frucht bringt. Andernfalls übt man seinen Beruf nur für Geld oder zur Selbstbestätigung aus.

Zudem erlebe ich, wie sehr ich Jesus brauche, um den Patienten das zu geben, was sie brauchen, denn allein komme ich schnell an meine Grenzen. Wenn ich beispielsweise in zwei

Minuten die Diagnose gestellt habe, dass er eine Brille nötig hat, ist die Behandlung für mich abgeschlossen. Doch nicht selten braucht der Patient mehr Zeit, sucht einen Rat oder muss in einem Schicksalsschlag getröstet werden. Wenn der Wartesaal voll ist oder ich eigene Pläne habe, kann mir lediglich Jesus helfen, nicht ungeduldig zu werden. Nur wenn ich in meinem Gegenüber das leidende Antlitz des Herrn sehe, habe ich die Kraft, mich wenigstens teilweise zu vergessen, ausschließlich an den Patienten zu denken und ganz für ihn da zu sein. Dann heilst du wirklich.

Eine Ordensschwester, die Sie am grauen Star operiert haben, erzählte uns, dass Sie vor der Operation niederknieten und laut beteten: „Herr, diese Schwester ist Deine Braut. Ich bin nicht würdig, sie zu operieren. Deshalb, Jesus, gebe ich mich Dir hin, ich vertraue auf Dich; lass mich in diesem so wichtigen Moment Dein Instrument sein. Ich bitte Dich, meine armen Hände in die Deinen zu nehmen, sie zu führen, damit sie nur Gutes tun. Hilf mir, Jesus, beschütze und segne diese Arbeit, damit alles zu Deiner Ehre geschehe!“ Dann, so bezeugt die Patientin weiter, beteten Sie ein Ave Maria und riefen die Schutzengel um Hilfe an. So etwas hatte die Ordensschwester noch nie erlebt.

*I*ch habe die Erfahrung gemacht, dass der gleiche Eingriff bei zehn Patienten zur Heilung führen kann und bei einem elften nicht. Wir Ärzte haben nur unsere armen Hände und das wenige Werkzeug, das uns für die Operation zur Verfügung steht, aber Gott besitzt die Fülle. Wenn Er hilft, können wir alles, dann kann sogar ein Wunder geschehen. Deshalb knie ich vor jeder Operation nieder. Ich frage gewöhnlich die Patienten, ob ich für sie beten darf. Wenn sie es nicht wünschen, dann bete ich still für mich. In den meisten Fällen jedoch sind die Kranken dankbar für das Gebet. Zudem ist es für den Patienten sehr wichtig zu verstehen, dass er nicht auf mich vertraut, auch wenn ich Spezialist bin, sondern auf Gott. Mit dem Gebet sage ich ihm: *„Ich bin nur ein Mensch, der seinen Beruf*

ausübt. Wenn alles gut gelingt, dann verdanken wir das dem Herrn, der Seine Hand über uns gehalten hat.“ Es schafft ein gesundes Gleichgewicht in der Wertschätzung dem Arzt gegenüber.

Eine unserer Schwestern, die vor kurzem zum ersten Mal in die Klinik „Villa Maria“ kam, bemerkte gleich, dass sie an der Rezeption außergewöhnlich freundlich aufgenommen wurde. Der Wartesaal war fast voll, als Sie zu Beginn der Sprechstundenzeit hereinkamen und nach der Begrüßung mit größter Selbstverständlichkeit sagten, Sie wollen für die Anliegen der Patienten den „Engel des Herrn“ beten. Alle standen auf, einige Angestellte kamen noch hinzu, und man betete gemeinsam. Dann luden Sie einen stadtbekanntem Richter ein, Ihnen ins Behandlungszimmer zu folgen. Kurze Zeit später begegneten Sie mit der gleichen Liebeshuld einer sichtlich armen Person. Was bewegt Sie zu einem solchen Verhalten?

Als ich vor sieben Jahren in diesem Krankenhaus zu arbeiten begann, hatte ich gerade gehört, dass die Gottesmutter in Medjugorje gesagt hatte, es mache sie glücklich, wenn man den „Engel des Herrn“ betet. Diese Freude wollte ich ihr so gerne machen, aber nicht allein, denn je mehr wir sie ehren, umso mehr werden sie und ihr Sohn bei uns gegenwärtig sein. Und das ersehnte ich mir sehr für die neue Arbeitsstelle. Ich sprach zunächst mit den Ärzten, ob wir uns nicht täglich treffen wollen, um gemeinsam unsere himmlische Mutter zu grüßen. Sie waren einverstanden, und bald schlossen sich uns auch einige Personen des Personals an. Alle spürten die positive Auswirkung des Gebetes, und so wollte ich diese Gnade den Patienten nicht vorenthalten. Jeder weiß, wie nervenaufreibend warten sein kann. Der Wartesaal kann ein Pulverfass sein oder aber, wenn wir beten, ein Ort des Friedens. Ich entschuldige mich immer bei den Patienten für die Wartezeit, die sie haben, und sage ihnen, dass ich gerne für sie beten würde, denn ich möchte, dass Jesus ihnen den bestmöglichen Empfang bereitet und uns segnet. Vor

allem bete ich mit ihnen darum, dass der Heilige Geist uns Ärzte erleuchtet, damit wir die richtige Diagnose stellen.

Manches Mal hört der eine oder andere still zu, ohne sich am Gebet zu beteiligen, doch Widerspruch habe ich noch nie erlebt. Wenn man krank ist, spürt man, dass man Gott braucht. Vor kurzem konnte ich wegen einer OP nicht pünktlich um 12.00 Uhr im Wartesaal sein. Das Erste, was die Patienten mir sagten, als ich kam, war: „Herr Doktor, wir haben heute noch nicht gebetet.“ Nur mit Jesus können wir das Paradies auf diese Erde bringen. Und das ist unser Auftrag als Christen.

Wie haben Sie diese tiefe Liebe zu Jesus gefunden? Waren Sie immer gläubig, oder hat ein besonderes Ereignis Sie zu diesem Glauben geführt?

Meine Mutter arbeitete als Lehrerin, aber vor allem war sie ein betender Mensch. Jeden Tag betete sie den Rosenkranz, hielt Novenen zur Immaculata, zum hl. Josef etc. und drückte ihren Glauben in Akten der Nächstenliebe aus. Sie half den Armen und schaute immer, ob jemand ihre Hilfe brauchte. Sie war für uns Kinder das lebendige Beispiel eines tiefgläubigen, lieberfüllten Menschen. Das ist mir geblieben, und sie wurde mein Vorbild.

Der Rosenkranz ist mir besonders wertvoll. In vielen Erscheinungen spricht die Gottesmutter über die Bedeutung des Rosenkranzgebetes. Aber noch mehr überzeugte mich der hl. Papst Johannes Paul II., den ich sehr liebe. Er betete so gerne den Rosenkranz und schenkte uns sogar die Lichtreichen Geheimnisse. Mein Wunsch ist es, jeden Tag alle vier Rosenkränze zu beten, was mir leider nicht immer gelingt. Wenn ich am Morgen erwache, knie ich neben meinem Bett nieder und bete, meist gemeinsam mit meiner Frau, die ersten zwei Rosenkränze. Den dritten bete ich im Laufe des Tages, aber den letzten nicht immer. Die Erscheinungen von Medjugorje haben für mich eine große Bedeutung. Deshalb versuche ich nach dem Wunsch der Gottesmutter zu leben, das heißt auch, mittwochs und freitags bei Brot und Wasser zu fasten.

Um 6.00 Uhr morgens gehe ich zur Hl. Messe, denn es gibt nichts, was ich so sehr brauche wie das Wort Gottes und die Hl. Eucharistie. Wenn du es schaffst, eine halbe Stunde früher aufzustehen, um das Wort Gottes zu hören und den Leib des Herrn zu empfangen, mit aller Zerstreuung und vielleicht ohne Lust, dann hattest du einen existentiellen Kontakt mit dem Herrn. Das hat Auswirkungen auf dein Leben. Ich denke immer an das Wort: *„Denn wie der Regen und der Schnee vom Himmel fällt und nicht dorthin zurückkehrt, sondern die Erde tränkt und sie zum Keimen und Sprossen bringt ... so ist es auch mit dem Wort, das meinen Mund verlässt: Es kehrt nicht leer zu mir zurück, sondern bewirkt, was ich will, und erreicht all das, wozu ich es ausgesandt habe.“* (Jes 55,10-11) Das Wort Gottes erleuchtet und tröstet jeden, es verwandelt dich. Im Laufe der Jahre versteht man, dass niemand je solche Worte ausgesprochen hat, wie Jesus es tat. Wenn ich es nur schaffen würde, ein Milliardstel dessen zu sagen, was Er gesagt hat! Mit jedem Wort gibt Er uns Hinweise und Ratschläge, wie

wir als bessere Menschen leben können. Vor allem aber zeigt mir Sein Wort, wie man sich um die Kranken kümmern soll, wie man über andere spricht, dass man niemanden kritisieren soll, weder Ärzte noch Angestellte. Das ist sehr wichtig, um ein gutes Arbeitsklima zu haben.

Was sagen Sie den Patienten, wenn Sie ihnen eine sehr leidvolle Diagnose mitteilen müssen?

*M*an muss zärtlich sein und die Worte feinfühlig wählen, die man sagt. Bei sehr ernsten Diagnosen, wie etwa einer unausweichlich bevorstehenden Erblindung, fragt der Patient immer als Erstes: *„Aber warum gerade ich?“* Vor allem in solchen Momenten braucht man den Herrn. Denn es gibt nur eine Erklärung in solchen Leiden: auf das Kreuz schauen und Ihn umarmen, Er ist da und tröstet dich, wenn du vertraut. Wenn man krank ist, muss man vertrauen, zuerst dem Herrn und dann dem Arzt. Man muss vertrauen und sich dann anvertrauen.

Dr. Ermanno Dell'Omo verehrt neben dem hl. Josef auch sehr den hl. Giuseppe Moscati (1880-1927) aus Neapel. Schon zu Lebzeiten stand der Arzt im Ruf der Heiligkeit, denn er widmete sein Leben ganz Jesus in den Kranken. „Die Kranken“, so schreibt er, „sind die Gestalt Christi. Glückselig sind wir Ärzte, wenn wir uns bewusst werden, dass wir nicht nur menschliche Körper vor uns haben, sondern unsterbliche Seelen. Wie viele Schmerzen könnt ihr viel einfacher mit einem liebevollen oder geistlichen Rat lindern als dadurch, den Kranken kalte Verordnungen zu verschreiben und sie zum Apotheker zu schicken! Ihr werdet voll Freude sein, aber ihr müsst denen, die euch umgeben, ein Beispiel in der Gottverbundenheit sein.“ (Ascensione 1923, M1 256, S. 64, Scienza e fede)